

Jörg Fauser  
Der Klub, in dem  
wir alle spielen

ÜBER DEN ZUSTAND DER LITERATUR

Mit einem Vorwort von  
Katja Kullmann

Diogenes

Covermotiv: Foto von Philipp Keel, ›Los Angeles, 1999‹  
Copyright © Philipp Keel  
Textnachweis am Schluss des Bandes

Alle Rechte vorbehalten  
Copyright © 2020  
[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)  
Diogenes Verlag AG Zürich  
30/20/852/1  
ISBN 978 3 257 07134 4

## Inhalt

Vorwort von Katja Kullmann	7
Und was sind unsere Taten	31
Prinz von Theben	35
Günter Eich: Prosa	44
Über das Bonner Kleinverlegertreffen	52
Cut-up	53
Dämonen in Eggiwil	56
Die Angst zwischen den Ängsten	65
Mord ist nicht gleich Mord – Über die Kriminalromane von Chester Himes	73
Mord bei jedem Wetter	80
Fader Geschmack	86
Dashiell Hammett, der dünne Mann	92
Kalte Fakten, kühne Träume	97
<i>Playboy</i> -Interview: Charles Bukowski	101
Hitchhiker des Winds	135
Auf der Suche nach der verborgenen Wahrheit	138
Und lange nachdem die Explosion schon verklungen war	144
Die Legende des Duluoz	165

Hommage für Joseph Roth	192
Das leise lächelnde Nein	204
Gesegnete Wirklichkeit	213
Der Klub, in dem wir alle spielen	218
Eine Art von Zorn	224
Hab acht in Benin	230
Die Messer der Leiden	239
Das Risiko der Erkenntnis	246
Forsyth für jeden Tag	252
Die hohe Kunst des Komplotts	255
Ein Kölsch mit Kettenbach	270
Der dunkle Ort	279
Fallada	287
Beruf: Rebell	311
Schreib, mein Sachse, schreib	322
Leichenschmaus in Loccum	334
Der Unbestechliche	349
Mein ist die Rache, spricht Mike	365
Der Mann, der das 20. Jahrhundert liebte	377
Letztlich ... Günter Grass	391
Letztlich ... Die amerikanische Literatur ist vital, die deutsche schlapp	394
Nachweis	398



## Dämonen in Eggiwil

Wir bevölkern ein Trauma, wir fürchten uns,  
wir haben ein Recht, uns zu fürchten,  
wir sehen schon, wenn auch undeutlich im Hintergrund:  
die Riesen der Angst

*Thomas Bernhard*

In der besten Geschichte des Buches *Ein Reisender in Sachen Umsturz*, die *Der oberste Tag* heißt, wird ein Mann von dem »gefühlbetonten Verdacht« befallen, dass »sich etwas in seiner Nähe befinde«, dass »jemand lautlos hinter ihm hergehe«: von einer Paranoia also. Er fährt an Weihnachten zu seiner Schwester, die nach dem Tod der Eltern »in fast gänzlicher Abgeschiedenheit« deren Haus in Bern bewohnt. Die Erbschaft hätte es seinerzeit dem Mann, dessen Frau Selbstmord begangen hat, ermöglicht, seine Studien unabhängig von irgendwelchen Seminaren, Prüfungen, überhaupt jeglichem Zwang, auf »alle Gebiete der Geisteswissenschaft« auszudehnen. Vor fast genau einem Jahr, so erfahren wir weiter, musste der Mann vorübergehend in eine Anstalt eingewiesen werden, nachdem er eine Woche lang betrunken gewesen war und am Ende der Woche eine Frau, die er irgendwo aufgelesen hatte und die ihn bei sich hatte wohnen lassen, »fast zum Krüppel geschlagen habe, ohne dass sie ihn deswegen verklagt habe«.

In den folgenden Nächten verstärken sich die Alpträume des Mannes, er fragt sich, ob er nicht an einer »paranoiden Schizophrenie« leide, was die Ärzte in der Anstalt damals verneint hatten. Er fühlt sich von einem körper-, aber nicht substanzlosen »Etwas« beobachtet und in jeder Bewegung verfolgt und bleibt im Bett, ohne irgendwelche Nahrung zu sich zu nehmen, bis er in der Silvesternacht, von Tabletten schläfrig gemacht, ohne aber schlafen zu können, vollkommen entkräftet, der Vorstellung erliegt, dass das »körperliche Etwas« sich ihm nähert, sich über ihn legt, bis es ihm zwar gelingt, einen Schrei auszustoßen, nicht aber »das körperlose Etwas von seinem Hals zu lösen«. Am nächsten Tag beschließt er, sich an einen befreundeten Wissenschaftler, einen Ethnologen, zu wenden; er schreibt ihm einen Brief, in dem er ihn um eine möglichst baldige Unterredung bittet. Die nächsten Tage bringt er im Bett zu, Tabletten einnehmend, meist schlafend. Das »körperlose Etwas« verspürt er jetzt als einen Druck sowohl von außen wie von innen. Endlich ruft der Ethnologe an; er befinde sich unterwegs, der Brief habe ihm nachgeschickt werden müssen; er möge sofort kommen, und zwar in einen Gasthof in Eggwil. Es folgen Reisevorbereitungen; der Mann isst eine Mahlzeit, die Schwester mietet einen Wagen; vor seinem Aufbruch, am nächsten Morgen, schenkt sie ihm zum Dreikönigstag ein kleines vergoldetes Kreuz an einem vergoldeten Kettchen.

Als er in dem Gasthof ankommt, ist der Freund abwesend. Aus den umständlichen Erklärungen des Wirts geht hervor, dass der Professor, einer wissenschaftlichen Arbeit wegen, um Gespräche mit den Hofbewohnern be-

treffs weihnachtlicher Sitten und Gebräuche aufzunehmen, sich mit seiner Frau seit dem Morgen auf einem entfernt gelegenen Hof, dem Sänggenmattschwand, aufhalte und infolge des Schneesturms offenbar nicht rechtzeitig habe zurückkommen können. Der Mann bleibt zunächst sitzen und blättert in einem von seinem Freund auf dem Tisch gelassenen Buch; es ist dies die Ausgabe einer alten Bauernpraktik. Während des Lesens spürt der Mann jedoch wieder die »Anwesenheit des körperlosen Etwas«. Aufgeschreckt, bittet er den Wirt, ihm den Weg zu jenem Hof zu erklären. Die Erklärung des Wirts ist ebenso genau wie umständlich wie erschöpfend. Die Ortsnamen, das spürt man während des Lesens, haben etwas Surrealistisches, zugleich Fremdes, zugleich Bedrohliches an sich; es sind Unheilnamen. Der lange und komplizierte Weg, spürt man, ist wie eine Verstrickung, ein Weg ins Gefährliche, ein Unheilsweg. Als der Mann aufbricht, ist es zwanzig nach fünf und bereits dunkel. Der Schnee geht heftig. Nirgendwo erblickt er den Wagen des Freundes, einen Mercedes. Der letzte Weg zum Hof muss zu Fuß gegangen werden. Das »körperlose Etwas« ist die ganze Zeit auf unbestimmbare Weise anwesend. Er erreicht den Hof. Der Bauer sitzt mit seiner Familie beim Essen, der Ethnologe und seine Frau sind nicht da. Sie seien, erklärt der Bauer, noch vor dem Mittagessen gegangen und sicherlich unterwegs, von dem heftigen Schneesturm überrascht, irgendwo eingekehrt. Als der Mann Miene macht aufzubrechen, immer in der (unausgesprochenen) Erwartung, der Freund könne ihn von dem »körperlosen Etwas«, seinem Wahn erlösen, rät ihm der Bauer eindringlich, dazubleiben, es sei für ihn gefährlich, jetzt noch hinauszugehen.

gehen, ob er denn nicht wisse, dass heute der Dreikönigstag gewesen sei, eine »Tummelzeit für unheimliche Mächte« ..., und hier folgt das jähe, novellenartige Ende der Erzählung und die (unausgesprochene) Vernichtung des Mannes, dessen Wahn ihn hinaustreibt in eine Außenwelt, die seinen sicheren Untergang bedeutet, denn, so erklärt der Bauer, und dies ist der Schluss: »... Die Dreikönigsnacht, die gefährlichste der zwölf Nächte, die letzte und größte Rauhnacht, während der man daher nicht gern ins Freie gehe, (gehöre) ganz und gar den Dämonen, gegen die man sich im Innern der Häuser durch gewisse Vorkehrungen schützen könne, denen man aber draußen ungeschützt und nicht um die Gefahr wissend ausgeliefert sei und gerade in einer solchen stürmischen Nacht zum Opfer falle ...«

Ich habe diese Erzählung so breit wiedergegeben, weil sie die Problematik ihres Autors und das Koordinatensystem seiner Literatur (es ist die erste Buchveröffentlichung des Sechszwanzigjährigen) deutlich spiegelt. Auch ohne den Klappentext entgehen dem Leser nicht Meyers Vorbilder Kleist, Kafka, Bernhard, denen man Stifter noch zuzählen könnte und Jeremias Gotthelf und den und jenen anderen – als ob es darauf ankäme. Das Arrangement dieser Erzählung verweist Meyer spürbar in Bernhards Nähe: das verwaiste Geschwisterpaar; der Selbstmord; die Erbschaft; die Studien, die sich auf die ganze Geisteswissenschaft erstrecken und zweifellos ihre Flecken im Kopf des Studierenden einätzen; die Wahnvorstellungen; die Unheimlichkeit sowohl der inneren Welt wie die Gefährlichkeit der äußeren, die solches schon in den ihr gegebenen Namen verrät, und so weiter. Doch lässt sich eine derartige

Nähe jedenfalls dann akzeptieren, wenn, wie im Verlauf der beschriebenen Erzählung, Sprache und Handlung, indem sie sich decken, aus sich heraus zu einer vereinheitlichten Spannung kommen, die den Leser unabhängig macht von den Einflüsterungen in seinem Kopf und dem Herantreten der Außenwelt, beispielsweise vermittelt eines aufdringlichen Klappentextes.

Auch dieser Schriftsteller wird der Klassifizierungs- und Interpretationswut nicht entgehen können. Was im Übrigen bei Bernhard als – laut Blöcker – »dezidiert moderne Position« ausgewiesen wurde, warum sollte es für Meyer nicht ebenso gelten? Die Reproduktion von Katastrophen (nicht deren Zerstörung) gilt offensichtlich als zeitgemäße Ausdrucksform, was in jedem Fall mehr über diese Zeit als über ihre Literatur aussagt. So geht auch Meyer in keinem Fall über das nachvollziehbare Grauen, den, wenn nicht selbst erfahrenen, dann jedenfalls literaturbekannten Schrecken, die Dämonie zwischen Mercedes-Benz und dem Gasthof zum Löwen oder dem Sänggenmattschwand hinaus; das Eindringen in den eigentlichen Schrecken, der sich dann entfaltet, wenn die vorgemusterten Denk- und Vorstellungsmodelle zerschlagen sind, bleibt einer vorwiegend literarisch (und nicht durch die Breite und Härte eigener Erfahrung) genormten Prosa wie der Meyers versagt.

Natürlich ist angesichts der ideologischen Verkürzungen, wie sie hauptsächlich in der bundesrepublikanischen Literatur wieder gang und gäbe sind, bei denen man fortgesetzt zum Lachen käme, wenn einem nicht andererseits das marxistisch-leninistische Sendungsbewusstsein dieser Literaturproduzenten das Lachen im Halse abwürgte, das

Beharren auf der Unerlösbarkeit, Hoffnungslosigkeit, Verzweiflung der eigenen Figuren, das Meyer konsequent durchhält, beachtlich und aner kennenswert. Es weist zumindest in Richtung dessen, was Canetti, 1960, von der Literatur forderte:

»Selbst nach dem ersten Krieg war es für manche Dichter noch möglich, sich mit Atemholen und Kristallschliff zu begnügen. Aber heute, nach dem zweiten, nach Gaskammern und Atombomben fordert das Menschsein in seiner äußersten Gefährdung und Erniedrigung mehr. Man muss sich der Rohheit zuwenden, wie sie immer war, und sich Hände und Geist an ihr vergrößern. Man muss den Menschen fassen, wie er ist, hart und unerlöst. Man darf ihm aber nicht erlauben, sich an der Hoffnung zu vergreifen. Nur aus der schwärzesten Kenntnis darf diese Hoffnung fließen, sonst wird sie zum höhnischen Aberglauben und beschleunigt den Untergang, der näher und näher droht.«\*

Freilich verfügt Meyer nicht über die notwendige Radikalität in der Durchdringung und Bloßlegung seiner Welt und deren Figuren, und ebendies verkürzt die Sympathie für seine Arbeit beträchtlich. Zwischen dem Anspruch, der sich aus den Motiven der Düsternis, des Krankseins und des Sterbens ergibt, und einer ihm gemäßen, erbarmungslosen Darstellung klafft das Missverhältnis einer ungenügenden Literatursprache. Wer die grundsätzlichen Zweifel, die verschwistert sind mit einer ebenso grundsätzlichen Hoffnungslosigkeit, die einen großen Teil unserer Generation

\* Elias Canetti: *Alles vergeudete Verehrung. Aufzeichnungen 1948–60.* Hanser Verlag, München 1970

beherrscht, in der Sprache realisieren will, muss sich der Forderung nach einer radikal-kompromisslosen Wirklichkeits-sprache stellen. Hier liegt Meyers auffallendste Schwäche. Auf weiten Strecken bleibt seine Sprache erheblich hinter dem Thema zurück, welches sodann einer eigentümlichen Konsistenzlosigkeit zum Opfer fällt. Die auf dem Klappentext gefeierten hypotaktischen Satzgeflechte zerfließen allzu oft zu einem Gewirr kraftlos um den Hauptsatz kreiselnder Unterordnungen, die den Leser mehr ermüden als fesseln. Bernhard hat in seinen besten Prosaarbeiten (ich denke an *Watten* oder das zuletzt erschienene *Gehen*) eine solche Radikalität im Umgang mit quantitativ geringem, sprödestem Wortmaterial vorexerziert – doch bleiben, davon abgesehen, Zweifel und eine Unbehaglichkeit, die umso tiefer sitzt, weil es sich eben nicht um einen Autor handelt, der mir nichts zu sagen hätte. In einem Aufsatz über Thomas Bernhard hat Reinhard Prießnitz formuliert, was für jede an Bernhard orientierte Literatur ebenso gilt: »seine prosalandschaften sind ähnlich wie die aufzeichnung des fiebers auf einer kurve, nicht aber die sprachliche umsetzung des fiebers. Seine konsequenzen, krankheit zum thema literarischer beschreibung zu machen, böten einen ausgezeichneten ansatz zu literarischer auseinandersetzung, verfangen sich aber in den von sprachklischees vorgegebenen emotionen – verstricken sich in syntax und metaphorik und zerfallen in handlung, interpretation und gedämpften mystizismus, ja, verurteilen sich dazu, modelle bestehender modelle zu werden, offene prognosen für offene katastrophen.«\*\*

\*\* Reinhard Prießnitz: *Thomas Bernhard*. In: *Neues Forum*, März 1970

Wer »der Realität«, »der Welt«, »dem Menschen«, den »letzten Dingen« also, so radikal auf den Grund zu kommen sich anheischig macht wie Meyer, aber noch viel mehr seine Laudatoren, muss sich allerdings fragen lassen, ob dies denn – die Handlungsmuster tiefsinniger, aber wohlvertrauter Mystizismen, die kafkaesken Verwandlungen der Außenwelt, dieser Realismus, der ein »Literaturrealismus«, diese Wirklichkeit, die eine »Literaturwirklichkeit« (Priëßnitz) ist – tatsächlich den angekündigten Ausbund an konsequenter Dekuvrierung der *Conditio humana* darstellt. Wäre denn nicht eine Literatur denkbar, die auf solche Handlungsmuster verzichten kann, die sich den Teufel um die abgegriffenen Vorstellungsmodelle und Interpretationsbahnen schert, wie sie uns jener Literaturrealismus dauernd an den Kopf wirft, die, wie »schwärzeste Kenntnis«, die eschatologischen Krämpfe und ideologischen Restriktionen der Kollektivisten als der Wirklichkeit nicht gerecht werdend beiseitefegt und dennoch – oder gerade deshalb – Schluss macht mit der Reproduktion der Katastrophen, das heißt der Reproduktion der Krankheiten, und an deren Stelle die Krankheit zum Beispiel nicht mehr als reproduzierte Interpretation, als Modell bestehender Modelle, sondern als Sprache stellt? Dies sind Fragen, die über Meyers Buch hinausführen. Dass dieses sie provoziert, muss ihm zugute gerechnet werden; es sind ja nicht die schlechten Bücher, die einen zum Widerspruch reizen.

Eines ist klar und soll deshalb zuletzt angemerkt werden: Diese im Ganzen stimmige Welt, die auch in ihren von Düsternis, ja, Tod evozierten Fiktionen sich eine Ordnung vorbehält, die zwar von Dämonen angekränkelt, aber kei-

neswegs Auflösung und wirklichem Chaos überantwortet ist, diese Literaturwirklichkeit fordert in keinem Fall dazu auf, eingefahrene Gleise – und seien es auch nur solche der Imagination – zu verlassen, geschweige denn, sie zu zerstören. Denen von uns, deren Unbehagen, ja, Ekel an unseren Konditionen nach einer radikaler fragenden, schonungsloser offenlegenden Literatur verlangt, kann das immerhin bemerkenswerte Buch Meyers nicht genügen.

E. Y. Meyer: *Ein Reisender in Sachen Umsturz*. Erzählungen. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1972, 125 Seiten, broschiert, DM 10,-



## Hommage für Joseph Roth

In einem meiner Lieblingsbücher, David Bronsens Biographie *Joseph Roth*, gibt es drei Fotografien, die ich immer wieder betrachte. Unter der ersten steht: Roth im Frühling 1926 auf einem Bahnsteig wartend. Vor einem Gepäckwagen, von dem man nur einen Ausschnitt sieht, sitzt Roth auf seinem Koffer. Der Waggon ist bedeckt mit den üblichen, mit Kreide geschriebenen, bahntechnischen Chiffren; über Roths rechter Schulter sieht man einen von einem Kreis umschlossenen sechszackigen Stern. Roth sitzt im Halbprofil, sein Gesicht tief im Schatten der breiten Hutkrempe. Er trägt einen dunklen Anzug und helle Krawatte. Aus den Manschetten ragen seine langen, schmalen Hände, Daumen und Zeigefinger der rechten Hand halten eine Zigarette. Roth wirkt elegant, nervig, konzentriert, fast hart; und doch liegt über diesem flüchtigen Bild eines Mannes auf der Durchreise auch die Melancholie eines Heimatlosen, das Atemholen auf der Flucht.

Das zweite Foto zeigt Roth ein Jahr später in Albanien. Kein Schnappschuss; dies ist eine gestellte, ja, sorgfältig inszenierte Aufnahme. Roth steht mit zwei martialisch blickenden Albanern vor einer Steinmauer. Als Einziger lächelt er; er trägt das zusammengestoppelte Kostüm der albanischen Armee (oder Großen Räuberbande), weiße

Mütze, schwarze Felljoppe, Koppel, Revolver und Gewehr, und scheint sich prächtig zu amüsieren. Aber das Gesicht verrät schon die Spuren des Trinkens, und man glaubt die Geschichte eines Kollegen aufs Wort, dass Roth drei seiner albanischen Reportagen in einer einzigen Nacht geschrieben und dabei, unter den staunenden Augen des Hotelwirts, einen riesigen Krug Raki geleert habe; und man begreift den Hotelwirt, der Tage darauf, als Roth einen Malariaanfall hatte, vor dem Bett kniend für den Fremden gebetet hat. Der galizische Jude, der österreichische Dichter und katholische Trinker Roth, das zeigt auch diese Fotografie, liebte die einfachen Menschen, speziell die des Ostens, die Aufrührer, die Gläubigen, die Heiligen, die Besiegten, die Bewohner des Reichs, dessen Sonne untergegangen war.

»Das Krepieren dauert länger als das Leben«, schrieb Roth einmal an Stefan Zweig. Auf dem dritten Foto sind Roth und Zweig zusammen, es entstand 1936 in Ostende, und es dokumentiert eine der letzten Flucht-Stationen im qualvollen Krepieren des Mannes, der zehn Jahre zuvor in dem Franz Tunda der *Flucht ohne Ende* eine Schlüsselfigur dieses Jahrhunderts beschrieben hatte, einen jener »Irrenden, die sich nirgends einfügen und sich nicht mehr im Leben zurechtfinden« (David Bronsen). Roths Flucht, dieses Foto zeigt es uns vor, das Getriebensein des panisch Erschreckten und einsam Zerquälten in Literatur und Rausch und Mythen, hat ihren Scheitel längst überschritten. Zweig, der Mäzen, der besorgte Freund und begüterte Kollege, legt lächelnd, und als müsste er ihn schützen, einen Arm um Joseph Roth. Dieser lehnt mit einer Hand, in der die Zi-

garette qualmt, am Kaffeehaustisch, ein halbgeleertes Glas in Reichweite. Eine wirre Haarsträhne fällt zwischen die zusammengekniffenen Brauen. Der Schädel über der quer gestreiften Fliege hockt geduckt, wie in Abwehr, zwischen den Schultern. »Böse, besoffen, aber gescheit« (Roth über Roth) blinzelt er in die Kamera. Den Freund dieser letzten Jahre beschrieb Soma Morgenstern 1937: »Sein Gesicht war jetzt gedunsen und schlaff, die Nase gerötet, die blauen Augen voll Blutwasser in den Winkeln, das Haar am Kopf stellenweise wie gerupft, der Mund von einem dunkelroten, slowakisch herabhängenden Schnurrbart völlig verdeckt. Wie er aber, ans Telefon gerufen, langsam auf einen Stock gestützt ging, auf dünnen Beinen in schmalen, altmodisch eng zugeschnittenen Hosen, schlaff hängenden Bauches, der so schlecht zu der feinknochigen Gestalt passte, machte der ostgalizische Jude den Eindruck eines vornehmen, wenn auch verkommenen österreichischen Aristokraten alten Stils – also genau den Eindruck, den zu machen er aus allen Leibes- und Geisteskräften sich zeit seines Lebens redlich, und leider manchmal auch unredlich, gemüht hat.«

Es gibt noch mehr Fotografien Roths in Bronsens Biographie, aber diese drei liebe ich vor allen anderen. Sie enthalten Glanz, Melancholie, Fröhlichkeit, Schwermut, Charme und alles Elend dieses Mannes, dessen Leben nicht aufhören kann, mich zu faszinieren, und dessen Bücher ich allen anderen vorziehe, die in diesem Jahrhundert in meiner Muttersprache geschrieben wurden. Fast eine Generation nach der Zerstörung der Habsburger Monarchie, Roths fast mythischer Heimat, und fünf Jahre nach Roths Tod geboren, kommen mir der Mann und seine Welt vertrauter

vor als das Rest-»Europa« meiner Tage. Mit seinen Irrenden und Leidenden, seinen Flüchtenden und Strauchelnden, seinen zwischen Erstaunen und Entsetzen, zwischen Rebellion und Demut, zwischen Gnade und Untergang angesiedelten Romanfiguren unterhalte ich mich in vielen Nächten, indes uns »cher Victor« und »cher Jean«, die Zechkellner aus dem Café Tournon, mit endlosen Gläsern jener von Roths Zuschauern trübe genannten, in Wirklichkeit köstlich schimmernden Flüssigkeiten versorgen, viel besser, liebevoller, phantastischer als mit jenen, die mich mit der jeden Sinnes baren Stereo-Kakophonie unserer zeitgenössischen Republik zu Tode orgeln möchten. Das macht die Kunst des Legendenerzählers, die Brillanz des Journalisten, unterm Strich die tagtäglich acht Stunden dauernde, harte Arbeit des besessenen Schriftstellers Roth. Das macht aber, andererseits, auch dieses Jahrhundert, das immer noch gleiche Jahrhundert, dieser Moloch, der immer nur frisst und nichts verdaut, nur zerstört, nichts hergibt, alles plant, zertrampelt, zerbricht, ermordet, und den Leichenbergen des Fortschritts noch ein höhnisches: Servus! Die Erde wird rot! hinterherruft. Freilich, er wird gedruckt, gelesen, interpretiert, der Roth; und wieder dürfen sich zahlendes Kulturbürgertum und schnorrende Kritik an einem ihrer Hofnarren delectieren. Es darf, sozusagen, bemitleidet, es muss, selbstverständlich, sozialpsychologisierend analysiert werden. Sei's drum! All das hat Roth längst im Grab überlebt. Es macht nichts, es ist nicht einmal, wie der Rittmeister Baron Taittinger angesichts persönlicher Katastrophen sagte, lauter Pech! Es ist bloß dieses Jahrhundert, es ist keinesfalls das Ende, denn natürlich werden

sie auch aus der Kapuzinergruft ein Sex-Kino machen, wie sie in Hollywood aus Mendel Singer ein Tiroler Knödelhirn gemacht haben, und aus dem Trotta (in Schaafs Film) einen degoutanten, erbärmlichen, albernen Seichtling. Wir kennen das, wir erwarten nicht mehr. Dies ist nicht unsre Welt.

Denn in Berlin weiß ich einen, ein Ungetüm von Trinker, der hat ein Foto Roths aus der Zeitung geschnitten und an seine Wohnungstür im Hinterhof geklebt, damit, kehrt er aus der Niedertracht jener Welt zurück, ein guter Geist ihn grüßt. Im Weinhaus Zeilinger, im 3. Wiener Bezirk, treffe ich manchmal einen, der mir, indes er verstohlen in vergilbten Nacktaufnahmen der Mizzi Schinagl blättert, ins Ohr flüstert: »Derlei gibt's manchmal. Man verirrt sich halt!« Und ein Poet, der selten nach München kommt, auf der Flucht wie wir alle, hat mir mit Tränen in den Augen erzählt, dass ihm der Roth im Traum erschienen ist und erzählt hat, er hat eine Flaschenpost vom Kaiser bekommen, in einer salzigen Flasche Vöslauer soll gestanden haben: »Alle deine Gewichte sind falsch, und alle sind dennoch richtig!« Und da sei er lächelnd aufgewacht, mein Freund, der Poet. Und den Kaiser gibt es so wenig wie den Roth, wie uns alle. Und alle leben wir. Wie der Franz Tunda lebt, von dem es heißt: »Es war am 27. August 1926, um vier Uhr nachmittags, die Läden waren voll, in den Warenhäusern drängten sich die Frauen, in den Modesalons drehten sich die Mannequins, in den Konditoreien plauderten die Nichtstuer, in den Fabriken sausten die Räder, an den Ufern der Seine lausten sich die Bettler, im Bois de Boulogne küssten sich die Liebespaare, in den Gärten fuhren die Kinder Karussell. Es war

um diese Stunde, da stand mein Freund Tunda, 32 Jahre alt, gesund und frisch, ein junger, starker Mann von allerhand Talenten, auf dem Platz vor der Madeleine, inmitten der Hauptstadt der Welt und wusste nicht, was er machen sollte. Er hatte keinen Beruf, keine Liebe, keine Lust, keine Hoffnung, keinen Ehrgeiz und nicht einmal Egoismus.

So überflüssig wie er war niemand in der Welt.«

Als Roth dies schrieb, war auch er 32, ein renommierter Journalist, bekannter Autor, mit einer überaus schönen Frau verheiratet, er war wer, dieser Abkömmling jüdischer Prediger und Händler aus der weiten Ebene Galiziens, der seinen Vater nie gekannt hatte und in Armut aufgewachsen war. Er war wer, er konnte sagen, als er von einer großen Zeitung zur anderen wechselte: »Wo Joseph Roth schreibt, wird es radikal, im Abort oder im Parlament, so wie es überall kühl wird, wo ein Wind weht.« Wenige Jahre später war er berühmt, er hatte den *Hiob* und den *Radetzkmarsch* geschrieben, er war einer der bestbezahlten Zeitungsschreiber Deutschlands, er verdiente und verstreute 80 000 Mark im Jahr, glaubhaft und richtig klang es, wenn er dem Mahner Zweig schrieb: »Ich kann mich nicht im Literarischen kasteien, ohne im Körperlichen auszuschweifen!« Er lebte in feinen Hotels, gab die größten Trinkgelder, hielt alle verschwenderisch frei, um ihn versammelte sich in den Kaffeehäusern von Berlin, Wien, Frankfurt, Paris, was Geist und Rang in der Welt der Literaten und der Schnorrer hatte, aber der Hauch von Luxus schmeckte schon nach Asche. Seine Frau, die abgöttisch geliebte Friedl, war dem gehetzten Leben des Ruhelosen, der kein anderes Zuhause als Hotelzimmer hatte, keine andere Habe, als was in drei

Koffer passte, nicht gewachsen, der Flucht nicht, dem Alkohol, den Stunden, in denen nichts gelten konnte außer den Blättern, die er mit seiner gestochenen Handschrift bedeckte. Sie verfiel Depressionen, der Schizophrenie, dem Irrsinn. Dies zu einer Zeit, als der Ostjude Roth, mit feinerer Witterung ausgestattet als alle Polit-Propheten seiner Zeit, schon das politische Desaster spürte. Nie hatte er sich in Deutschland heimisch gefühlt, auch dann nicht, als er noch seine Menschlichkeit, sein Mitgefühl mit dem Elend, seinen unbedingten Glauben an die Freiheit als das »wahre Licht der Welt« auf der Linken vertreten wähnte; in diesen Jahren des endgültigen Bruchs, zwischen 1930 und 1933, trat Roth vollends in die Zone aus Angst, Schmerz, Einsamkeit, Leid, in der er sich bis zu seinem Tod bewegte. Schon seit seinem dreißigsten Jahr unterschrieb er, der »eine natürliche Neigung, Greis zu sein« hatte, seine Briefe mit »Ihr alter Roth«; jetzt wurde er auch äußerlich alt. Immer schon hatte er Image und Habitus des k. u. k.-Leutnants gepflegt, den vom alten Kaiser übernommenen federleichten Schritt, die Stöcke, die verengten Hosen und formvollendeten Manieren; jetzt ließ er sich den Schnurrbart »slowakisch« über den Mund wachsen und wurde »ein alter Reaktionär«. Und aus dem fröhlichen Zechgenossen entwickelte sich binnen weniger Jahre ein zerrütteter Alkoholiker, der »20 Jahre meines Lebens beim Alkohol versetzt, weil ich noch 7 oder 14 Tage Zeit gewinnen muss« (Roth an Zweig, 12. November 1935). Als er in die Emigration ging, streifte Joseph Roth nicht den Staub eines Vaterlandes von den Füßen, er trat von der Umlaufbahn des äußeren in die endgültige Phase des inneren Untergangs. Und wirkt nicht inmitten

all des Untergangs die politische Vision des Mythomanen umso grandioser? Joseph Roth an Stefan Zweig, 28. April 1933: »Was mich persönlich betrifft: sehe ich mich genötigt, zufolge meinen Instinkten und meiner Überzeugung absoluter Monarchist zu werden ... Ich will die Monarchie haben und ich will es sagen.«

Schmäh, Marotte, Spleen: Leicht haben es sich schon die »linken« Freunde Roths aus dem antifaschistischen Widerstand, die »aufgeklärten« Demokraten, Liberalen, Kommunisten werden lassen, mit lächelnden Mienen immerhin (und auf dem wankenden Boden ihrer jeweiligen Geschichtsdiagnostik). Als wäre der erfahrene Beobachter, der 1926 ein halbes Jahr Russland bereiste, ein blinder Spinner gewesen. Als wäre der engagierte Journalist, der einige seiner besten Artikel über die Lage des Proletariats im Saarland, im Ruhrgebiet, in Mitteldeutschland schrieb, ein k. u. k.-Trottel gewesen. Freilich, in den dreißiger Jahren wehte, wen wundert's, der Wind aus anderen Richtungen (umso kälter wird mir's heute, wo dieser Osten noch viel näher ist!). Ein Roth, der Faschismus mit Stalinismus gleichsetzte und eine Wurzel der Nazis im Marxismus erkannte, durfte ja keine Ahnung haben. Ein Roth, der die Freiheit des Individuums vor alles andere, auch die Gerechtigkeit stellte, konnte damals aber immerhin noch mit Aufmerksamkeit und Respekt auch der Andersdenkenden rechnen; die komplette ideologische Verblödung und die ekelhafte Schlachthofmentalität eines großen Teils der schreibenden Zunft stammt ja aus jüngerer und jüngster Zeit. Was soll's! Rote Fahnen sieht man besser, vor allem, wenn es dunkel wird. Wer sich hingegen auf Roth einlassen möchte, kommt

keinesfalls um diesen Aspekt herum: Der jüdische Humanist verlegte seine geistige Heimat und seine menschliche Sehnsucht nicht deshalb in die versunkene Welt der katholischen Monarchie, weil er ein spintisierender Vorgestriger war, sondern weil für ihn allein schon die geistige Vision des alten Reichs, der ihm zugrunde liegende Traum von religiöser Freiheit, menschenrespektierender Toleranz, *Laissez-vivre* mehr Substanz enthielt als Bonzen-Demokratie, Faschismus, Kommunismus einzeln und zusammen. Oder, wie er in aller Deutlichkeit schrieb: »Weil mir die Scheißer in der Monarchie lieber waren als die Kacker in der Republik!« Roth, zeitlebens von seelischen Umbrüchen und verzweifelten Zeitläufen zerrissen, sehnte sich nach Harmonie, glaubte sie, wenigstens im Politischen, in der Monarchie gefunden zu haben; was ihn jedoch keineswegs blind machte gegen die inneren Ursachen ihres Zusammenbruchs: »Ungläubig, spöttisch, furchtlos und ohne Bedenken pflegte Chojnicki zu sagen, der Kaiser sei ein gedankenloser Greis, die Regierung eine Bande von Trotteln, der Reichsrat eine Versammlung gutgläubiger und pathetischer Idioten, die staatlichen Behörden bestechlich, feige und faul. Die deutschen Österreicher waren Walzertänzer und Heurigensänger, die Ungarn stanken, die Tschechen waren geborene Stiefelputzer, die Ruthenen verkappte und verräterische Russen, die Kroaten und Slowenen, die er ›Krowoten und Schlawiner‹ nannte, Bürstenbinder und Maronibrater, und die Polen, denen er ja selbst angehörte, Courmacher, Friseur und Modephotographen. Nach jeder Rückkehr aus Wien pflegte er einen düsteren Vortrag zu halten, der etwa so lautete: ›Dieses Reich muss untergehn ...‹«

Aber hat sich Roth nicht vielleicht in eine Vergangenheit vernarrt und darüber seine Gegenwart vergessen? Mitnichten. Die Emigration hat kaum einen kompromissloseren, ja, fanatischeren Feind des Faschismus gekannt. Rücksichtslos gegen persönliche Gefühle brach er mit jedem, der in Deutschland blieb: »Seit wann ist es so, dass ein Schriftsteller sagen darf: Ich muss lügen, weil meine Frau leben und Hüte tragen muss? Und seit wann ist es üblich, das gutzuheißen?« Gnadenlos in seiner Polemik, war er von ebenso kompromissloser Hilfsbereitschaft, wo es um die Verfolgten ging. Die Schilderungen, wie er in Paris bis zu seinem Tod sich buchstäblich die Füße wund gelaufen, den Mund fusselig geredet, die Feder schief geschrieben hat, um mit Geld und Papieren und Fürbitten und immer mit guten Worten und Mahlzeiten und Aufmerksamkeit und Schnaps, mit tätigem Mitleid zu helfen, während er schrieb, schrieb, und litt, litt und trank, sich zu Tode trank, diese Schilderungen gehören zum Menschen Joseph Roth wie alle seine Bücher, sie sind auch seine Bücher. Und lese sie, wer erfahren will, was Solidarität ist, nämlich etwas zutiefst anderes als jenes konzertierte und konzertante Geschnatter heutiger »Linker«, die umso lauter schnattern, je weiter der Anlass ihres Geschnatters vom Orte ist, und umso schriller, je weniger sie ihre sogenannte Solidarität vom Eigenen kostet. Und lese sie, wer vergessen hat, dass nur wer menschlich handelt, auch menschlich schreibt.

Und so vollzog Roth den Untergang der Monarchie, das Ende des alten Europas, an sich selbst. Während er Artikel auf Artikel gegen den Faschismus schrieb und in seinen letzten Büchern, dem *Falschen Gewicht*, der *Kapuziner-*

*gruft, der Geschichte der 1002. Nacht*, aus seinem schon fast ausgelöschten Genie noch einmal betörende Bilder seiner inneren Heimat hervorbrachte, verfiel er selbst immer mehr. Vollkommen klarsehend, beging er Schluck für Schluck Selbstmord. Wo rings um ihn noch Illusion auf Illusion getürmt wurde, türmte er Schnapsglas auf Schnapsglas. Schärfer als jeder sah dieser angeblich von Delirien Umnachtete die Realität. Europa ging zugrunde. Es ist nicht wiedergekehrt. Wir sitzen heute auf Ruinen und halten sie für Reichtum. Unendlich ärmer sind wir als Roths *Hiob* Mendel Singer. Nichts haben wir, wohin wir zurückkehren können. Die Visionen sind alle. Selbst die Erde ist vergiftet, bald speit sie uns aus. Hirngespinst? Hiob, dir hilft heute kein Gott mehr.

Und hier sitze ich, mit tausenden Seiten von Joseph Roth, Dünndruck, schön, und lese und trinke, rauche und schreibe. Und träume, wie mein Freund, der Poet, träumt, vom Kaiser, der doch auch an seine Freundin, die Schauspielerin Schratt, geschrieben hat: »Meine Stimmung ist eine unendlich traurige in meiner trostlosen Einsamkeit.« Auch er! Schon er! Wie auch nicht! Maximilian in Mexiko füsiliert, der Kronprinz mit zerschossener Schläfe in Mayerling, die Frau von einem Irren erdolcht, die Germanen kläffend in Wien, Unheil über Unheil, lauter Pech, wie der Taittinger sagte, der sich nachher auch im Prinz Eugen erschossen hat: »Man verirrt sich halt!« Aber mit dem Taittinger trink ich heut Nacht nicht, ich trink mit dem Grafen Chojnicki, mit dem Stellvertreter Roths, unter ihm mach ich's nicht, ich will es genau wissen. Da steht er kahlgeschoren in der Irrenanstalt Steinhof, alles Bewegliche hat

man ihm aus der Zelle entfernen müssen, weil er öfter gewalttätig wird. Nur durch das Guckloch seh ich ihn, seine Augen, »von denen ein eisiger Wind auszugehen schien, ein Frost, der über das gelbe, verfallene und zu gleicher Zeit aufgedunsene Angesicht dahinwehte und über die Wüste des Schädels«. Schön unterhalten werden wir uns heut Nacht, durch das Guckloch werd ich ihm den Schnaps einflößen, es wird schon gehn, was geht nicht im Traum, und erst recht im Märchen? Denn all das ist ein Märchen, muss ein Märchen sein, außer im Märchen ist alles ein Alptraum. Man kann es genau wissen, und doch ein Märchen draus machen. Das dank ich dem Roth. Und von all seinen Büchern, auch wenn's der Chojnicki nicht hören will, ist mir sein letztes am liebsten, die *Legende vom heiligen Trinker*, wo nichts mehr erklärt wird, weil ja alles vorher erklärt war, und das Leben brennt wie eine bengalische Kerze und geht aus, und mehr ist es nicht, und nicht weniger.

Aber den Roth hätte es vielleicht gefreut, dass man im Spital in die Rubrik auf dem Totenschein, wo der Beruf stehn soll, geschrieben hat: »*Sans profession.*« Aus all dem Untergang heimgekehrt unter die Brücken von Paris. Gott gebe uns allen, uns Toten, ein so schönes Grab!